

Jesajas unglaubliche Weissagungen

„Es ist ein Ros entsprungen aus einer Wurzel zart,
wie uns die Alten sungen, von Jesse kam die Art...“

Es sind unglaubliche Weissagungen, die vom Propheten Jesaja zu uns kommen:

„Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie nennen Immanuel.“ (Jes 7,14) Und später dann:

„Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ruht auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst; auf dass seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende...“ (Jes 9,5-6a)

„Und es wird ein Reis hervorgehen aus dem Stamm Isais und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen.“ (Jes 11,1)

Von einem Kind spricht Jesaja. Von einem Kind, das Frieden bringen wird. Von einem Reis – oder wie es dann später in dem Lied von Michael Praetorius heißt – von einer Rose, die aus dem Stamm Isais hervorgeht. Jesaja lebte ein halbes Jahrtausend vor Jesus. Die ersten Christen sahen seine unglaubliche Verheißung dann endlich als erfüllt an. Durch Jesu Geburt. Auch diese Geschichte haben wir heute gehört. Wir haben gehört: Von Maria und Josef, für die es keinen Raum gab in der Herberge. Von Jesus, der in einer Krippe liegen musste. Und von den Engeln, die ausgerechnet Hirten die frohe Botschaft verkündeten. „Und Friede auf Erden...“ haben die Engel gesagt. Doch wo ist eigentlich der Friede in dieser Geschichte? Wenn ich die Weihnachtsgeschichte höre und an die Welt vor 2000 Jahren denke, dann entdecke ich keinen Frieden. Ich entdecke eine Welt, die zu großen Teilen von den Römern besetzt ist. Ich entdecke einen gottgleichen Kaiser in Rom, der alles befehlen kann, was ihm in den Sinn kommt. Auch eine Volkszählung, die hochschwängere Frauen wie Maria dazu zwingt, eine beschwerliche Reise auf sich zu nehmen, nur um sich im richtigen Ort zählen zu lassen. Zu Hause ging das ja nicht! Ich entdecke eine Welt, in der es noch keine Krankenhäuser, gut ausgebildete Hebammen oder ein Grundwissen über die Bedeutung von Hygiene während der Geburt gab. Viele Frauen starben bei der Geburt, und viele Kinder überstanden das erste Lebensjahr nicht. In der Weihnachtsgeschichte höre ich von einer Welt, die so hartherzig ist, dass selbst eine Frau kurz vor der Geburt kein vernünftiges Zimmer bekommt und ihr Kind in einem Stall zur Welt bringen muss. Ich erfahre von Menschen wie den Hirten, die ausgegrenzt und an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden. Und wenn ich beim Evangelisten Matthäus noch ein bisschen weiterlese in dieser Geschichte, dann lese ich da von dem Despoten Herodes, der sich so sehr an seine Macht klammert, dass er sich sogar ein kleinen Kindern in Bethlehem vergreift. Von „Friede auf Erden“ also keine Spur.

Und heute?! Noch immer kein Frieden

Und wenn ich mir in diesen Wochen die Nachrichten anschau, dann ist da immer noch wenig zu sehen von diesem Frieden, den uns Jesaja verheißen hat. Ich sehe Krieg und Menschen, die auf der Flucht sind. Ich sehe Armut und Ungerechtigkeit. Terror und neu erstarkenden Nationalismus sehe ich. Wo ist da der Friede? Zweitausend Jahre nach dem ersten Weihnachtsfest ist er immer noch nicht da.

Der zarte Frieden in der Weihnachtsgeschichte

Oder doch? Kommt er vielleicht nur anders zu uns als wir denken? Leise, zart und zerbrechlich?! Und ich höre noch einmal ganz genau hin. Und plötzlich entdecke ich ihn doch – den Frieden in der Weihnachtsgeschichte: An Weihnachten ist Josef bei Maria geblieben, obwohl sie ein Kind in sich trug, das nicht von ihm war. An Weihnachten kam ein Kind in einem schmutzigen Stall zur Welt. Und dennoch: Mutter und Kind waren wohlauf, und die Wärme eines Ochsen und eines Esels wärmte sie. An Weihnachten erschienen *Engel* ausgerechnet den Hirten, die von den *Menschen* verachtet wurden. An Weihnachten machten sich gebildete Menschen auf den Weg und folgten einem Stern, weil sie fest daran glaubten, dass er sie zu etwas Wunderbarem führen würde. Was sie fanden, hätte wunderbarer nicht sein können. Sie fanden ein Kind.

Weihnachten – das ist kein Heldenfest. Kein großes Ereignis. Sondern ein kleiner und zarter Beginn. Ein zerbrechlicher Anfang. Ein Kind, das die Wärme der Tiere und vor allem die Liebe seiner Eltern zum Leben braucht. Wir alle haben einmal so angefangen: Als Kind. Und obwohl wir alle größer geworden sind, steckt dieses Kind noch immer in uns. Und mit dem Kind steckt die Ahnung in uns, wie bedürftig wir doch sind. Und wie angewiesen auf andere. Bedürftig und angewiesen – das bleiben wir unser Leben lang. Wir brauchen Tiere und vor allem Menschen. Wir brauchen Beziehungen zueinander, Austausch miteinander, Nähe untereinander, wir brauchen Liebe.

Der zarte Frieden in einer Geschichte aus Kenia

Und nun höre ich auch noch einmal genauer hin bei den Nachrichten. Achte auch auf die kleinen Meldungen am Rande. Die, die nicht von der großen Weltpolitik berichten, sondern von kleinen Ereignissen. Und da entdecke ich diese Geschichte: Es war vor zwei Jahren. In Kenia. Kurz vor Weihnachten. Menschen fuhr in einem Bus zusammen über das Land. Da hielt der Bus plötzlich an. Gestoppt von Männern mit Maschinengewehren. Die Bewaffneten gehörten zur gefürchteten islamistischen al-Schabab-Miliz, die in Kenias Nachbarland Somalia ihr Unwesen treibt. Sie zwangen die Menschen aus dem Bus auszusteigen. Vor dem Bus sollte dann eine Selektion stattfinden: Die Muslime sollten sich auf die eine Seite stellen und

dann wieder in den Bus einsteigen. Die Christen sollten sich auf die andere Seite stellen und draußen bleiben. Man kann sich vorstellen, was passiert wäre, wenn sich nicht etwas Unglaubliches ereignet hätte: Denn die Muslime weigerten sich, wieder in den Bus einzusteigen. Keiner von ihnen gab sich den Terroristen als Moslem zu erkennen. Stattdessen sagten sie: „Entweder wir steigen alle wieder ein oder niemand.“ Ich stelle mir vor, wie fassungslos die Terroristen gewesen sein müssen. Damit hatten sie nicht gerechnet. In ihrem schlichten Weltbild gibt es ja nur Schwarz und Weiß und nichts dazwischen. Nur Rechtgläubige und Ungläubige. Und zwar rechtgläubige Muslime, die selbstverständlich alle „ungläubigen“ Christen hassen. Und nun dies: Sie treffen auf Menschen, die einfach menschlich handeln und im anderen zuerst den Menschen sehen. Den Freund, den Nachbarn, die Arbeitskollegin. Oder auch einfach nur den unbekanntem Menschen, der ihnen nichts zuleide getan hat und den sie darum auch nicht an Banditen verraten. Menschen, die einander beistehen und die zueinander halten, egal, ob sie nun Christen sind oder Muslime. Die Terroristen mussten unverrichteter Dinge gehen. Ob sie durch dieses Erlebnis vielleicht in ihrem verworrenen Glauben erschüttert wurden? Ich hoffe es sehr. Denn was sich da vor zwei Jahren kurz vor Weihnachten in Kenia ereignet hat, ist für mich eine unglaubliche Geschichte. Eine Geschichte wie ein Weihnachtswunder.

Die zarte Herrschaft des Kindes

Ich glaube: Solange sich Geschichten wie diese ereignen, gibt es Hoffnung. Es sind nicht die großen Verträge zwischen den Weltmächten, mit denen der Friede beginnt, sondern es sind Geschichten wie diese: Geschichten von Menschen, die sich wie Menschen verhalten. Die mutig sind. Die vertrauen können und – die Hoffnung haben.

„Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ruht auf seiner Schulter...“, sagt Jesaja. Die Herrschaft eines Kindes aber ist nicht mächtig, sondern zart. Sie strotzt nicht vor lauter Härte, sondern ist zerbrechlich. Wie die Blüte einer Rose – „mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht.“